

Manfred Faßler: Bildlichkeit. Navigationen durch das Repertoire der Sichtbarkeit

Wien/Köln/Weimar: UTB Medien und Kommunikationswissenschaft (Böhlau) 2002, 288 S., ISBN 3-8252-8221-X, € 29,90

Bildlichkeit und mit ihr jeder Versuch der Etablierung einer Bildwissenschaft, in den letzten Jahren und auch im vorliegenden Band immer wieder eingefordert, bleibt eine schwierige Kategorie. Wenngleich Manfred Faßlers Ansatz in vielem unbestimmt bleibt, so darf der nicht immer leicht zu lesende Band nicht zuletzt in Hinsicht auf einige polemische Abgrenzungen auf das Interesse der Medienwissenschaft hoffen.

Faßler ist bemüht, Bildlichkeit jenseits der Ontologie des kunstwissenschaftlich oder ahistorisch-anthropologisch orientierten Bildbegriffs zu begreifen: „Sehen zu können ist kein bloß intellektuelles oder künstlerisches Thema, auch nicht die Art und Weise, wie dieses Sehen für Kommunikation oder Expression, für Erkenntnis und Kontrolle präpariert wird. Sehen ist physiologisch und kulturell, individuell und konventionalisiert, findet in Richtungen und gegenüber Geschwindigkeiten, in empirischen und nicht-empirischen Umgebungen, in nüchternem und betrunkenem Zustand, angesichtig und medial, präsent und telepräsent statt.“ (S.25) Ob die Kunstwissenschaft tatsächlich im Ganzen noch von ihrem klassischen Begriff des (autonomen) Bildes ausgeht, sei dahingestellt; ihr alltägliches Erkenntnisinteresse verharrt jedenfalls nach wie vor an dieser Messlatte, so dass sie von Faßlers Blickverschiebungen einiges lernen kann. Für diesen versteht sich Bildlichkeit nämlich als eine bestimmte Form der ‚Selektion‘, ‚Differenzierung‘ und Zulassung des Sichtbaren im kulturellen und medialen Wandel. In diesem Sinne versucht er anstelle einer formalästhetischen Systematik oder ontologischen Erkundung, Bildlichkeit, Visualität, Sichtbarkeit im Kontext von Ensembles zu verstehen, wenngleich der im Zitat deutlich gewordene Hang zur Kumulierung bedenkenswerter Aspekte und Bezugfelder gelegentlich die Thesen unscharf werden lässt.

Dies ist aber nur die eine und in der Medienwissenschaft mittlerweile etablierte Kritik an den Sachverwaltern des Bildlichen. Entscheidender ist die Polemik gegenüber der Vorherrschaft der Textkritik in der Medienwissenschaft selbst, die in ihren unterschiedlichsten Ausprägungen letztlich nur das christlich-jüdische Bildverbot fortschreibt. Faßler, gelegentlich allzu rauschhaft beeindruckt von den Möglichkeiten moderner Netzkommunikation als Verbindung textlicher und bildlicher Elemente, sieht in diesem „stillen Krieg“ (S.269), dieser „Rhetorik des zum Schrift-Lesen-erzogenen Auges“ (S.37), wie sie die Texte des Strukturalismus, der Semiotik und Posthistoire prägt, allerdings eine Blockade zur Bewältigung der neuen technischen Herausforderungen an die Kommunikation: „In der Folge konnte behauptet werden, die der sensorisch-visuellen Wahrnehmung verpflichteten Medien verfälschten die Wissens- und Wahrheitsbezüge der reflexions- oder geistesbezogenen Textwelt. Die Sinne wurden gegeneinander aufgerüstet, obwohl

der Mensch ein multisensorisches Wesen blieb. Die Spaltung des Gesichtsinns in die kulturelle Praxis des ‚nicht verstehenden Sehens‘ [...] und in das verstehende Sehen, das der Idealform und der bedingungslosen Wortliebe folgt, verweigert jedem bildlich-reflexiven Kooperationsangebot den Kontakt. Das Visuell-Bildliche erscheint als Diabolisches, das sich der Sprachbrücke, dem Wort verweigert.“ (S.269)

Faßler beobachtet allerdings, unbenommen der Dominanz solcher theoretischer Traditionsbestände, in den Diskursen eine grundlegende Veränderung des Bildlichen in der gesellschaftlichen Praxis: „Wir stehen im Prozess der medialen Programmänderung unserer Visualisierungsfähigkeiten und -bedarfe.“ (S.141) Ein Begriff wie Abstraktion, den Faßler weniger im kunstwissenschaftlichen denn im epistemologischen Sinne verwendet, wird zur Kategorie des visuellen Erkenntnisprozesses. Er unterscheidet visuelle Codes und Programme. Während Codes „den Aufbau eines Objekts, eines Verhaltens, einer Geste schalten, schalten Programme den Zusammenhang mit anderen Objekten“ (S.63); und eben diese Programme verändern in gewaltigen Ausmaßen die Welt des Visuellen. Die medientechnologischen Neuerungen ermöglichen „einen erweiterten Spielraum des Virtuellen mit veränderten Regeln [...] Das Bildliche ist nicht mehr Bastard der Textkultur, nicht mehr Parasit der Erkenntnis. Es wird zum Promotor für Informationsverarbeitung und Wissensvermittlung.“ (S.33)

So sehr der Rezensent die kritische Bestimmung überkommener Vorstellungen der Bildlichkeit durch Faßler begrüßt, fragt er doch, ob hier nicht eine methodische Unschärfe vorliegt. Denn der Autor selbst zeigt, inwieweit die spezifischen Hierarchisierungen der Sinne nur kulturelle Zuschreibungen waren. Die Ablösung der einseitigen Schriftkultur durch medial gestützte Veränderungen in der heutigen Kommunikation kann also kein Vorwand sein, die alte Ontologie des Wortes durch eine der mathematisch, algorithmisch bedingten Digitalbilder abzulösen. Hier wäre dann allerdings eine präzisere Rekonstruktion anthropologischer Voraussetzungen des Sehens jenseits nur peripherer Verweise auf den Konstruktivismus notwendig, denn die eigentliche, von Faßler zurecht in Frage gestellte Problematik der Trennung von Bild- und Textkultur liegt doch wohl in der Ausblendung der Tatsache, dass der Mensch, unbenommen der kurzen Epoche der Schriftkultur als denkender und begreifender Homo sapiens, vor allem ein Augentier ist. Bekanntlich hat uns auch nicht Moses die Schrift vom Berge Sinai herabgebracht, sondern sie baut auf Formen des Denkens, die sich spätestens in den vielen Jahrmillionen der Evolution hominiden Sehens entwickelt hat. Auch Naturgeschichte ist alles andere als ahistorisch. Allerdings macht die Heftigkeit der Veränderung kultureller Praxen des Visuellen diese Einsicht unabweisbar und in einige dieser Prozesse bietet das Buch interessante Einblicke und Ansatzpunkte für eine ausstehende systematisch-begriffliche Durchdringung; Anregungen, deren beeindruckende Vielfalt im Rahmen einer solchen Rezension kaum dargestellt werden kann.

Norbert M. Schmitz (Kiel/Wuppertal)